

Das Stadtkor

Von Ludwig Bäte.

Eingeklemmt liegt es zwischen den Reiten der Stadtmauer. Es ist eine Tür, die durch starke Wände ins Innere führt. Dicke Quadern tragen mit feinsten geglätteten Mörtel. „1525“ steht unter dem Wappenstein des Wappens über dem Bogen. Ueber dem graugrünen Schindeldach springt eine kupferbedeckte kleine Barockgiebel wie ein übermütiger Scherz in die Luft, von einer kunstvoll geschmiedeten Eisenschmiede überlagert. Eingeklemmt ruht der Baum in gelbem Herbstmittagslicht. Die flammende rote Weinlaube auf dem gelben Grund, aus der die blauen Säulen der Wächterwohnung markenhaft schimmern! Mandarinen rieseln Feuer von der mächtigen Kaskade an der Treppe über das Dach, und leise, mein ich, knistern die alten Dachplatten. Tief lehnt der blaue Himmel dahinter.

Von St. Annen kauft die Glocke. Die fang schon, als ausländische Bauern Einlaß begehrten vor dem Tor. Sie sah Ballenstapel, die Goldner und silberglänzende Füßler. Durch seine Wölbung flog die Kunde von Leuten und Leppig, von Sedan und Lüttich, über sein Pfaster tumpelten die gelbe Postkutsche und der dunkle Wagen, schritt der Handwerker durch die Kühle der Armbrusterhülle, aus dem bunten Bürgerleben, als die endenden Wälle fielen, die Menschen hinausdrängten in Gärten und Grün, in Berge und Buchten. Als sie Gott küßten im Wehen der Palme, im Wunder der Reife, hinaus über die getriebene Feste heiliger Fenster. Als sie das Vaterland sahen, das größer war als mauerumhagte natürliche Gerechtigkeit. Tief sinkt das Tor in Traum und Stille. Um sein Haupt spinnen goldene Volksgesänge und Wunderweisen von Scherz und Silber; von der Linde am Brunnen neben dem Ager lächeln Gänse, es leidet und abends scheint der Mond freundlich auf den grauen Landsknecht der guten Stadt. Sie hat ihn schon lange nicht mehr nötig und könnte ihn abbrechen. Er weiß es wohl. Aber je weiter die Stadt ihre Reife über die Grenze wirft, die er einst kehrte, desto schöner leuchtet sein Alter, und desto lieber laßt sein gutes Gesicht in einen lauternden Tag, dem er beglücklich zuschaut wie ein Großvater dem Spiel fröhlicher Enkel.

Winternacht auf der Rudelsburg

Von Carl Ferdinands.

Winternacht auf der Rudelsburg und Geisterstunde, opalglänzende Eisluft treibt schärft von Süden das Tal hinunter und bringt die kalte Luft der Schneefelder und Nebel an den Kesseln. Die alte Burg leuchtet gelblich weiß, ihre leeren Fenster starren auf die Winternacht im Kreise und auf die Saale unten, die hier als helle Eisfläche zwischen den hohen Uferwänden liegt, dort als matte bleigraue Fläche die Winternacht und die Sterne wiederleuchtet.

Geisterstunde! Ganz einsam ist der Weg von Reien hinauf, einsam steht auch das Denkmal des jungen Bismarck unter dem hohen Banne der Wälder, leicht zurückgelehnt blickt der schlank Bursche der Göttinger Hanovers auf diese Erde, die er als Mann geformt hat nach seinem Willen; und dieser Willen leuchtet aus den von den Schatten des Mondlichtes umhüllten Augen. Er sieht die spärlichen Lichter unten im Tal, die Eisenbahnsignale hört er laut auf, talab gehen und das Brausen des Nachtzuges nach Süden. Aber nun horcht er; langsame, schwere Schritte, den Röhren Weg hinauf, regelmäßiges Aufsteigen eines Stockes mit derber Zunge, nun steht die Gestalt eines späten Wanderers vor ihm, hält an und blickt hinauf.

Ein gebieterischer Wink des Wanderers, ein Tscheln steht da, eine Glasde darauf und ein mächtiges Glas mit einem Fuß, der fest in der Hand liegt. Und als wenn diese Glasde ein Sommerlächeln wäre, steht sich der Seltsame vor dem jungen Bismarck hin, sieht das Werk lange an und gießt langsam den klaren Wein in das Glas und hebt es zu einem feierlichen Zerknacken gegen das Bild des jungen Bismarck. Und schaut ihn wieder an, wie ein Vater seinen Sohn betrachtet, steht auf und steht ihn von rechts, steht ihn von links, und nicht zufrieden.

Und hebt den Schapphut von der gefurchten Stirn, trinkt, grüßt und beginnt mit einer gewaltigen, schallenden Stimme zu singen:

„Kommt der Landsknecht ins Quartier, Holla, Wirt, bring Wein und Bier, Kraut und Schmeiberraten!“

Da wissen alle, mer da singt, der junge Bismarck lacht, und die Rudelsburg und die Berge im Kreis und die Saale unten lauschen und sagen: „Ach, da singt ja einmal wieder unser alter Robert Bismarck!“

Und wissen nicht, daß in dieser Stunde Robert Bismarck, der Schöpfer des großen Denkmals vom jungen Bismarck, der lebensvolle Künstler und tapfere Zedgenosse, der „Reichshauptmann“, in seiner Heimat Tirol, achtundfünfzig Jahre alt, einer tödlichen Krankheit erliegen ist. Und daß er diese Freinacht noch nach der deutschen Saale wanderte, um seiner liebsten künstlerischen Meisterin, dem Bismarck, sein Lebenswerk zu bringen.

Geisterstunde, es schlägt eins unten in Köfen, Glas, Flasche und Tisch verschwinden, einsam verweht auch die einsame Gestalt auf dem Wege nach unten, eine Weile noch hört man das klingende Aufsteigen der Zwingen auf den hellen Stein.

Und wieder wartet der junge Bismarck einsam im Mondlicht unter dem hohen Bogen der winterrlichen Sterne.

Die Fürstin von Sarawak bei ihren Landeskindern

Ein Sittenbild aus Borneo.

Im Nordwesten der Insel Borneo liegt das Land des Rajah von Sarawak, das den meisten Europäern nur durch seine seltenen Briefmarken bekannt sein dürfte. Das Landesinnere ist noch wenig von Europäern betreten worden, und die Pflanzungen der Weißen befinden sich nur an der Küste. Die Ureinwohner der Dajaks, haben die meisten ihrer alten Sitten und Gebräuche bewahrt, und von ihrem Leben ist uns selten mehr berichtet worden, als daß sie noch Kannibalen und Kopfsäger seien. Um so interessanter wird es sein, eine Schilderung des Treibens dieser Wilden aus der Feder der Rane (Fürstin) von Sarawak, einer geborenen Engländerin, selbst zu lesen:

„Kürzlich kam ich in das Innere von Sarawak und besuchte verschiedene Dörfer der Dajaks. Wir wurden sehr gut aufgenommen und fanden, daß die Erzählungen von den Schauerhaften der Wilden wohl zum großen Teil Märchen sind. Freilich hat die Kultur der Dajaks noch wenig „belebt“, und ich glaube auch kaum, daß die Zivilisation ihnen großen Segen bringen würde. Wir haben an anderen Stämmen erlebt, welche Unruhen und solchen Unfrieden die Pest europäischer „Kugusartikel“ den Wilden bringt. Wenn eine Frau im Dorf ein feines Tuch oder einen Kattunkrock mehr besitzt, als die anderen, so ist dies ein Grund zur allgemeinen Empörung gegen die Glückliche; die Frauen überhäufen die Männer mit ähnlichen Wünschen, bis diese schließlich um des lieben Friedens willen das nutzlose Zeug kaufen und häufig einen ansehnlichen Teil ihres harten Vermögens dafür hergeben.“

Die Dörfer der Wilden zählen meistens zwanzig bis dreißig Familien, die alle in einem einzigen „langen Haus“ wohnen. Dieses steht um gegen Bodenständigkeit, Schlangen und Ungeziefer geschützt zu sein, auf hohen Pfählen aus Hartholz. Das steile Dach ist mit Palmblättern gedeckt, und ein Baumstamm mit Kerben statt der Fußstütze führt den Besucher auf halbrecherische Weise zu einer großen offenen Veranda. Hier spielt sich bei Tage das Leben des ganzen Dorfes ab, denn dieser überdachte Vorbau ist für die Dajaks Marktplatz, Dorfstraße, Waschküche, Werkstätte, Kinder- und Spielplatz und Rathaus zugleich. Hinter der Veranda liegt eine lange Reihe von Zimmern primitivster Art, die einzigen Wohnräume für jede Familie. Ein derartig enges Zusammenwohnen vieler Menschen bedingt einen ungesunden, unheimlichen Grad von Verdrängtheit, und ich habe noch nie von einem aus den Wohnungsverhältnissen heraus entstandenen Streit gehört.

Ich wurde gleich bei meiner Ankunft im Dorf von den Frauen mit Beschlag belegt. Sie erwarteten sich alle paradiesischer Nachtheit im hohen im Kreise, selbstgebrachte Zigarren und kauen die einen Europäer m'ber-lade Betelnuß. Ich wurde mit großer Hallo begrüßt und mußte mich zwischen sie setzen. Sie fragten mich alles möglich durcheinander.

Ich habe ihnen leider nicht antworten können, da ich ihren Dialekt nicht verstand. Es schien ihnen aber auch nichts an Erwidrerungen gelegen zu sein. Mein Neugieriger erzählte mir, daß sie Schmuck anhaben; jede unter ihnen wollte meine Finger- und Arminge genau untersuchen, und meine Ohrengänge rissen sie mit aus lauter freudlicher Neugier. Ich trage aus dem Kappchen. Große Verwunderung machte auch mein kurzgeschchnittenes und gewelltes Haar. Die ganze Gesellschaft fuhr mit ihren Händen aus lauter laubenden Händen durch die Strähnen; sie wollten anscheinend „her“, ob es nicht eine Perücke war. Als ich mich und schürte ihre Neugier gebührend lange belästigt hatten, leisteten sie in den Spitz, meine Haut näher zu untersuchen. Sie rieben an meinen Armen herum, wuschelten sie mit einem nassen Lappen ab und waren aufs äußerste erstaunt, daß unter dem Weich nicht eine braune Haut zum Vorschein kam. Alles vollzog sich in größter Freundschaft, und die Frauen und Mädchen kamen aus dem Lachen und Kreischen gar nicht heraus. Schließlich erlaubte man mir gütigsterweise, eine Betelnuß zu kosten, und alle wollten sich vor Lachen krümmen, als ich das merkwürdige Kaudobon mit Entsetzen wieder ausgespuete. Bei dieser Gelegenheit sahen sie meine weißen, gesunden Zähne, und sie schienen ihnen sehr zu missfallen. Später hörte ich dann, daß die Dajaks das Gebiß der Europäer verächtlich als „Hundezähne“ bezeichnen; ihren Verstandsbegriffen nach muß jeder Mensch, der etwas auf sich hält, vom Betelkauen schwarz gefärbte Zähne besitzen.

Was mir nun an meinen Landeskindern weniger gefiel, war die Verunsicherung ihrer an sich schon Körper und Gesicht. Bis zum sechsten Lebensjahr lassen die Mütter ihre Töchter aufwachsen wie sie wollen. Dann machen sie sich aber daran, die „Fehler“ der Natur zu „korrigieren“. Jeder Zahn wird spitig zugeseilt und das Zahnfleisch mit Betel schwarz gefärbt. An die Ohrläppchen kommt schwerer „Schmuck“, der sie im Laufe der Zeit herunterzieht und bis auf die Schulter hängen läßt. Und die Unterschenkel der noch im Wachsen begriffenen Mädchen wird ein Metallring gelegt, so daß die Waden überquellen beginnen und die Beine eine geradezu entsetzliche Fälschlichkeit annehmen. Außerdem umspannt ein Metallband den Oberkörper und ensstellt die Brust vollkommen.

Mit europäischen Sitten, soweit sie ihnen überhaupt bekannt geworden sind, wollen die Dajaks Frauen sich nicht befremden. Um meisten entsetzt sind sie über unser — Tangaen, denn sie halten es für eine große Ungehörigkeit, wenn ein Mann eine Frau in aller Öffentlichkeit im Arm führt. Dabei sind die jungen Dajakschönen alles andere als prüde, und sie verstehen die Kunst des Blickwerfens und Kokettierens sicher nicht weniger als ihre weißen Schwestern.

Sehr viel Vergnügen macht den Dajaks die Musik. Für ein Grammophon zeigten sie zwar wenig Verständnis, dafür bekam ich aber den „Engkumong“, ein Orchester von acht Messingorgans verschiedener Größe zu hören. Der Spieler hält in jeder Hand einen Stock, damit hüpfert er in immer gleich bleibender Rhythmik vor seinem Instrument auf und ab und läßt die Gongs klingen. Er spielt keine eigentliche Melodie, aber der Takt ist von einer bezwingenden Gewalt, und der Wohlklang der tiefen Klänge hält jeden gefangen. Die Stimme des „Engkumong“ läßt sich auf weite Entfernungen hin hören. Auch die Frauen hörte ich singen, ihre getragenen, melancholischen Weisen sind von betörendem Wohlklang.

Die Dajaksfrauen treiben auch Sport, allerdings nachgefragt. Ihre Dörfer liegen meistens am Wasser, und der Fischfang ist eine ihrer Hauptbeschäftigungen; so können alle von frischer Jugend an ausgezeichnet schwimmen.

Die Fürstin schloß ihren Bericht in der Hoffnung, daß dieser dazu beitragen werde, in Europa eine bessere Meinung von ihren wilden „Landeskindern“ zu verbreiten.

Volkstränke bei Todesfällen

Gewiß ist in vielen Ländern bereits durch gesetzliche Bestimmungen festgelegt, wie Tote bestattet werden müssen. Aber dennoch haben sich überall eigene, zum Teil rohe, meist aber gläubige Volkstränke erhalten, die sich so leicht nicht ausrotten lassen.

Wenn zum Beispiel auf der Insel Korjika in der unteren Volksklasse ein Mann stirbt, so teilen alle Frauen aus der Nachbarschaft her-

bei, fallen über die hinterlassene Witwe her, schlagen sie und reißen ihr die Kleider vom Leibe. Diese Gewohnheit nötigt die Frauen, das Leben ihrer Männer, so viel sie können, sorgfältig zu erhalten. Nach diesen Schlägen begrüßen dieselben Frauen auch den Verstorbenen. Weil dieser ihre Höllichkeit, natürlich, nicht beantwortet, so reißen sie in voller Wut ihn aus dem Bett, legen ihn auf die Bettdecke, ergreifen die Ecken der Decke und suchen den Toten in die Höhe zu heben. Dieses Verfahren soll schon manchem Manne das Leben gerettet haben, den man für tot hielt.

Ein Leichenfest in England ist an vielen Orten eine Versammlung vor Leidtragenden, worunter sich besonders angestellte Klageweiber befinden. Sie bleiben die ganze Nacht bei der Leiche sitzen und betrinken sich. Dazwischen aber werden Vortreden auf den Toten und Anreden an ihn gehalten. Man fragt ihn, warum er die Welt verließ. Ob es ihm nicht wohl ging, ob er mit seiner Frau, seinen Kindern nicht zufrieden war? Da er dann nicht antwortet, so heulen die Klageweiber laut und gräulich.

Bei den Wallachen in der Ukraine müssen die Totkranken sich selbst waschen, um nach dem Tod hübsch reinlich vor Gott zu erscheinen. Sie trösten den Sterbenden, indem sie erzählen, die Engel würden ihm seine Vorfahren, seine Schafe, Ziegen, Pferde und Kleider vortragen. Die Leichen begraben sie an dem ersten besten Ort und legen ein Stüchchen Brot und eine kleine Münze dabei. Auf den Kopf und die Füße legen sie schwere Steine. Bei dem Leichenbegängnis eines Kindes trägt die Mutter die Wiege des Kindes auf dem Kopfe. Wenn es begraben ist, beginnt sie auf den Tod zu schimpfen: „Du unersöhnlicher Tod! Du hast mir das Kind genommen, nun nimm auch die Wiege dazu und füttere dich damit.“ Hierauf wird die Wiege aufs Grab geworfen und in Stücken geschlagen.

Verstorbene alle Hoffnung auf Genesung eines Kranken, so herrscht bei den Grünländern die Sitte, ihre besten Kleider und Stiefel anzuziehen, und seine Füße unter die Kenden zu beugen, vermutlich, um das Grab kürzer machen zu können. So bald er tot ist, werden alle seine Sachen hinausgeworfen, damit andere dadurch nicht verunreinigt werden. Alle Hausgenossen müssen gleichfalls ihre Sachen bis zum Abend hinauslegen, damit der Totengeruch hinauszieht. Darauf beklagen sie den Toten in der Stille eine Stunde lang. Ist dies geschehen, so wird zum Begräbnis Anstalt gemacht. Die Leiche wird nicht durch den Eingang des Hauses, sondern durchs Fenster hinausgebracht. Eine der anwesenden Frauen schwenkt hinter ihm einen angezündeten Spahn und sagt: „Hier ist nichts mehr zu bekommen!“

Der gefilmte „König der Dschungel“

Gelegentlich eines längeren Aufenthaltes in Indien hatte sich der englische Reisende Cherry Rearton nach Mysore begeben mit der Absicht, Tiger und Elefanten in freier Wildbahn zu filmen. Eine Empfehlung an den Maharadscha verschaffte ihm von diesem jede denkbare Förderung seiner Pläne; sogar der Lieblings-Jagdelefant des Fürsten wurde ihm zur Verfügung gestellt. Nach vier Wochen angestrengter Tätigkeit näherte sich die Arbeit ihrem Ende. Alle Vertreter der Dschungel, von der Ameise bis zum Elefanten, waren auf dem Filmdreißer gebannt, nur die Krone des Ganzen, der Tiger, fehlte noch. Da ein weiterer Aufenthalt amedios erschien, trat der Engländer, wenn auch etwas enttäuscht, den Rückmarsch nach Mysore an. Der kleine Zug hatte eben eine nicht sehr umfangreiche, grabenartige Dichtung erreicht, als sich plötzlich zwei tiefe Furchen im Sande und bei näherer Unterleuchtung auch die unverkennbaren frischen Wüchse der Krallen eines ausgewachsenen Tigers zeigten. Die große Rache hatte wohl einen umherstreifenden Dögen geschlagen und ihre Beute in die Dschungel geschleppt. Eine Art Tunnel im dichten Unterholz wies den Weg, den sie genommen hatte. Rearton sprang von seinem Reittier und folgte dem Tunnel, an dessen Ende der angeschnittene Rababer des Dögen lag. Der Tiger konnte nicht fern sein. Es galt nun, wieder zurück zu gelangen, ohne ihn aufzuwecken und von ihm angegriffen zu werden. Alle Nerven gespannt, den entzündeten Revolver in der Hand, kroch der kühne Reisende mit schlangengleichen Bewegungen rückwärts aus dem Tunnel heraus. Jetzt wurde das nächste

Dorf mobil gemacht, und nach kurzer Zeit umgab ein Ring von speerbewaffneten Mahlern, lebenden Feuern und starken Ganjaneen jenen Teil der Dschungel, in dem sich das Raubtier befand. An einer geeigneten Stelle wurde ein Schirm aus Laub gebaut; gegen einen mühen Tiger allerdings und recht unzulänglicher Schutz. Hinter diesem Schirm verbarg sich Rearton mit der Filmkamera und mit zwei Eingeborenen. Zunächst blieb alles ruhig. Verabredungsgemäß hatten nach zehn Minuten die Treiber in Tätigkeit zu treten; wo der Tiger steckte, mußte man nicht. Jedes leise Geräusch in der Dschungel, das Suchen eines Vogels durch das dichte Unterholz spannten die Nerven auf die Folter, konnte es doch die Annäherung des gefährlichen Raubtieres bedeuten. Endlich erklang in der Ferne die erste Trommel, eine zweite, eine dritte fielen ein, und dann brach ein Höllenlärm los, der wohl alle Tiger von Mysore auf die Beine gebracht hätte. Der „Herr der Dschungel“ mußte jeden Augenblick erscheinen. Die Sekunden dehnten sich zu Stunden, nichts regte sich. Plötzlich eine leichte Bewegung im Unterholz am Rande der kleinen Dichtung, nur fünfzehn Meter entfernt. War es ein Vogel, ein Windhauch oder der Tiger? Der Zweifel löste sich bald. Die Zweige schoben sich auseinander, und der Kopf eines riesigen Königtigers erschien, gerade gegenüber der Kamera. Halb automatisch drehte Rearton die Kurbel. So leise das Geräusch war, die große Rache hatte es doch vernommen. Mißtrauisch äugte sie herüber und stieß ein drohendes Fauchen aus, wobei die furchtbaren Zähne sichtbar wurden. Aber da ihr die Sache nicht ganz geheuer schien, zog sie sich wieder in die Dschungel zurück. Einmal mochte das Tier da erschreckt haben, denn mit einem ungeheuren Satz schnellte es über die Dichtung. Ein fürchterliches Trommeln und Schreien zeigte an, daß der Tiger auf die Treibkette gestoßen war, die ihn wieder in das Innere des Kreises zurückjagte. Er befand sich jetzt im Rücken der drei Männer an der Kamera; sie waren nun nicht einmal mehr durch den dünnen Laubschirm vor einer Entdeckung durch den furchtbaren Feind geschützt, und man kann sich ihre Gesichter leicht vorstellen. Das Trommeln, Schreien und Schreien wurde nun bald hier, bald dort hörbar, ein Zeichen, daß der Tiger einen Ausweg aus den ihm umgebenden Rehen suchte. Plötzlich erschien er wieder an der Stelle seines ersten Auftauchens. Er kam jetzt gerade auf den Kurbelkasten zu, um dann die Dichtung zu überqueren, doch diesmal nicht mit einem Satz wie vorher, sondern schleichen und zuletzt trabend. Bald war er im dichten Unterholz verschwunden. Zunächst blieb wieder alles ruhig, doch dann erhob sich nicht weit zur Rechten ein höllischer Spektakel: Der Tiger hatte die Treibkette angenommen und war durch die starken Reize wie durch Spinnweben gesprungen, in die Freiheit der Dschungel zurück. Die Treiber stoben in wilder Flucht nach allen Seiten auseinander. — Den wagemutigen Engländer belohnten einige wohlgeungene Aufnahmen für die aufregenden Minuten, die er in nächster Nähe des „Königs der Dschungel“ durchlebt hatte.

Auf der Elsfahrt

Ein Jagdbateur in Sibirien.

Von W. v. Hornburg.

Eine ganze Woche lang unternahm wir am Baikalsee von unserer Blockhütte aus Streifzüge. In unserer Hoffnung aber, auf Ringelrobben zu stoßen, haben wir uns getäuscht. Dafür jagen wir, von unserer Lokka aus mit dem Netz fischend, prachtvolle Omule und eine große Salmonide, deren Namen ich nicht kenne, die aber an die Helma, den weißen Rads, erinnern. Mit dem Angelzeug hatten wir dagegen höchst klägliche Erfolge.

Zu hungern brauchten wir ja deshalb nicht. Von Irkutsk her besaßen wir noch allerhand Konserven und Zwieback. Enten, Gänse, Birken- und Auerwild gab es genug, wie fast überall in Sibirien, bis weit in den hohen Norden hinaus. Vor allem Birkhühner finden sich vielerorts in solchen Mengen, daß man unwillkürlich an eine Schar schlippernder Spatzen erinnert wird. Daher kommt es, daß man den kleinen Hahn ebensowenig wie den Auerhahn zur seltenen und wertvollen Beute rechnet. Oft genug gilt er lediglich als Fleischlieferant, der fast stets zur Stelle ist, wenn man ihn braucht. Fleisch brauchten wir jetzt mehr als früher, denn wir hatten von einem Bauernjäger zwei Baik, sibirische Verbesserte, geholt, mit denen wir den Winter über im Ge-

birge ein paar Bärenjäger auszuheben geboten. Bären sollte es nur allzu viel hier geben.

Nun waren wir auf einer weiten Wanderung durchs Gebirge nach drei Tagen in das Quellgebiet der Lena gekommen, vielleicht achtzig Meilen von unserem Hauptlager am Baikalsee entfernt. Hier hatten wir im Reuschnee die Fährte eines offensichtlich kapitalen Elches gefunden. Wir mußten, daß allmählich einige Rudel Elche aus höher gelegenen Bergflüssen zu Tal stiegen. Dieser Einzelgänger aber mußte ein alter Schaufler sein, der erst später zu einem Rudel stoßen würde.

Im Ru hatte uns ein wildes Jagdfever gepackt. Den Elch, diesen wehrhaften Riesen der sibirischen Urwälder, den größten Rechen der weißen Taiga und des schwarzen Urmann, hatten wir bislang noch nicht vor die Büsche bekommen können. Jetzt sollte er uns nicht entgehen.

Es war schon zu spät, um die Verfolgung aufzunehmen. Es ging bereits gegen den frühen Nachmittag. Der Himmel hing tief und schneegrau über dem feigen Tal, in dem die junge Lena schäumend über die Gesteine stürzte, manchmal ihren Lauf hemmend, um dann wieder in reißenden Stromschnellen vorwärts zu schießen.

Wir bauten also unser leichtes Bänderzelt auf und schichteten ringsum den Schnee meterdick über die Zelwände, um das Zelt warm zu halten und uns vor dem Erfrieren zu schützen.

Bald flammte aus trockenem, harzigem Nadelholz unser Feuer auf, der Kochkessel wurde darüber gehängt und Semjon Pawlowitsch künftigen die Zubereitung unserer Abendsuppe überlassen.

Imquill und ich unternahmen indessen eine kleine Streife mit den Hunden, um die Umgebung kennen zu lernen, denn der Mensch weiß nie, mit welchen Zufällen er zu rechnen hat.

Die Schneewolken senkten sich immer tiefer. Es fing an zu schneien, erst in feinen, winzigen Körnchen, dann in großen, dichten Flocken.

Wir zogen die Krallen der Schubas enger um den Hals, marschierten eine Weile längs des Flusses, bis der unbedrängliche Wald sich an dessen Ufer drängte.

Unsere Lokis gerieten ungeduldig an den Riemen. Die Fährte des Schauflers zog einige hundert Meter längs des Ufers hin und bog dann in die Taiga ein. Sollten wir folgen?

Wir konnten uns in dem immer dichter fallenden Schnee in dem gänzlich unbekannten Gelände leicht verirren, und dann hätten wir unsere eigene Spur nicht mehr zurückgefunden. Inquill schlug vor, am Fluße zu bleiben, der für den Rückweg der sicherste Wegweiser war, der Schnee rieselte lautlos. Links von uns plätscherte und schwachte die Lena. Im Weidicht und Schluff tummelten sich hunderte von Enten. Plötzlich wurden die Hunde unruhig. Wir koppelten sie los. Sollte der Elch einen Bogen geschlagen haben? Die Hunde jagten davon. Lautlos schritten wir weiter.

Bald hörten wir die Hunde kurz laut geben. Es mußte dort etwas Besonderes geben. Der dicht fallende Schnee gestattete keine weite Sicht. Endlich erkannten wir die Hunde. Auf der Dichtung in der Nähe des Waldrandes lag der Kadaver eines Rehes. Wir unterzogen kurz. Offensichtlich war es erst gestern von einem Bären gerissen und angeschnitten worden, der sich in den nächsten Tagen zum Winterschlaf einschlagen mußte.

Wir konnten damit rechnen, daß der Bär heute nacht zum Uderplatz zurückkehren werde. Kaum aber vor einer Stunde. In dieser Zeit konnten wir noch die Hunde zu Semjon Pawlowitsch zurückführen, denn auf dem Anstich waren sie nicht zu gebrauchen. Wir hatten Zeit, schnell etwas Warmes zu essen. Unser Hunger war zwar in der Aufregung vergessen, aber die warme Suppe tat uns auf dem kalten Anstich recht wohl.

Kaum eine Stunde später waren Inquill und ich zurück. Wir setzten uns getrennt rechts und links vom Ueber an. Der Schnee fiel immer noch, nun aber in feinen, rieselförmigen Flocken. Ein kaum merklicher Wind wehte uns von der Taiga entgegen.

Es begann zu dämmern. Aus der Ferne klang schwach das Heulen eines Wolfes. Eine Stunde verging.

Plötzlich vernahmen wir im Walde erregtes Vogelgepiepe und aufgeregtes Flattern: der Herr des Waldes nahte. Am Rande der Taiga erschien eine große, dunkle Gestalt: der Bär! Von einem Fichtenstamm teilweise gedeckt, er strebte und hob windend den Kopf.